Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 23

Artikel: Ein Kanabe wird vermisst
Autor: Frei, Otto
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672922

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Knabe wird vermißt.

Von Otto Frei.

I.

Frau Barbara Ringeisen war an jenem Morgen lange vor der lieben Sonne aufgestanden und hatte alles hübsch zurecht gemacht: den Rucksack, dutzenderlei Proviant, ein Paar Reservesocken und einen Vorrat von drei Nastüchern. „Denn man kann nie wissen ..."

Dann war sie auf den Fußspitzen in die hintere Kammer geschlichen und hatte Max sanft aus dem Schlaf gerüttelt: „Du wirst nun schon dran glauben müssen, wenn dir das Tessin lieb ist ..."

Später, in der Küche, hatte sie vielleicht gedacht: „Wie gut diese Schulkinder es heutzutage haben!"

Nicht lange hernach stand Max unter der Küchentür, vollgefüttert und reisefertig. Er warf sich den Rucksack um und streckte die Hand hin: „Leb wohl, Mutter! Und weißt du, so ein Schulausflug ist doch etwas ganz Großartiges!"

Sie fuhr ihm mit der Hand über den strohgelben Haarschopf. „Also — sei munter, und pass' nur ja auf, daß du mir nicht verloren gehst; es soll jenseits der Alpen noch Menschenfresser geben." Dazu ein Lächeln, das wie ein Fest über ihr Antlitz ging.

Als Max sich schon abgekehrt hatte, wurde er plötzlich noch einmal herumgedreht, und er sah in der Hand der Mutter eine große Silbermünze blinken.

„Nimm das noch zum andern, vielleicht daß du es brauchen kannst."

Ein helles Knabengelächter — dann war er weg.

II.

Das kleine bernische Landstädtchen schlief noch den Schlaf des Gerechten, aber Lehrer Niedermann war schon daran, auf dem Bahnhof seine mächtige Stimme erschallen zu lassen. Nun sprang er auf das unterste Trittbrett des hintersten Bahnwagens, schwang den Stock zum Zeichen der Sammlung hoch über sich empor und rief: „Alle hieher!" Und nachdem die Kinder sich gehorsam herbeigemacht hatten, ging er daran, sie zu zählen.

Es zeigte sich, daß es nur zweiundfünfzig waren.

„Eins zu wenig! Wer fehlt noch?"

Und nach einer Weile kam es aus der Mitte der Kinder: „Max Ringeisen."

Man wartete. Man stieg ein, und zweiundfünfzig Kinderköpfe hingen zu den Wagenfenstern heraus. „Max muß doch kommen; er hat sich so auf diese Reise gefreut!"

Und doch kam er immer noch nicht. Dann war es so weit, daß der Zug abfahren sollte, und es war da wirklich nichts mehr zu wollen, er fuhr ab. Da gab man es auf, und ein Kopf nach dem andern verschwand an den Fenstern. Auch Lehrer Niedermann, der bis zuletzt auf dem Trittbrett ausgeharrt hatte, kehrte sich nun ab und verschwand kopfschüttelnd hinter der hintersten Wagentür.

III.

Die Liebe einer Mutter kennt hundert Wege, wenn es gilt, in Gedanken hinter einem ihrer Kinder herzugehn.

Mutter Ringeisen hatte sich im Verlauf des Vormittags plötzlich dabei ertappt, wie sie aus irgendeiner Schublade eine alte Landkarte hervorkramte, sie auseinanderfaltete und auf dem Tisch breit ausbreitete. Ei, wie war das nun köstlich, bei jedem Vorübergehn einen raschen Blick auf die Karte werfen zu können, um so, wenn auch nur im Geiste, immer um Schrittlänge hinter Max her zu sein. Sie blickte auf die Uhr, beugte sich wieder über die Karte und fuhr mit dem Zeigefinger ihrer rechten Hand den rot eingezeichneten Eisenbahnlinien nach. Jetzt Luzern ... Jetzt Altdorf ... Jetzt Göschenen ... So war ihr wirklich, als ob sie selbst eine Mitreisende wäre, und sie hatte den Trost, daß Max nichts zustoßen würde, und die Genugtuung, seine Freude teilen und seine übersprudelnde Fröhlichkeit mitgenießen zu können.

Gegen Mittag, als sie mit ihrem wanderlustigen Finger eben das Gotthardmassiv durchstoßen hatte und glücklich in Airolo angelangt war, wurde sie plötzlich am Ärmel gezupft.

Es war der Bäckerbursche von gegenüber. „Frau Ringeisen, man verlangt Sie am Telephon."

Im Bäckerladen griff sie unwillig nach dem Hörer.

— Hallo! Hier Lehrer Niedermann, Bahnhof Airolo.

„Ja, hier ist Frau Ringeisen."

— Es ist wegen Max. Ich wollte nur fragen ...

„Ah — ist doch etwas passiert?"

— Nein, nein. Max wird doch zu Hause sein?

„Zu Hause? Nein! Wie sagen Sie — zu Hause?"

— Ja. Er ist nicht da. Er fehlte heute früh.

„Ich versteh' nicht. Er ging doch 5 Uhr 20 auf den Zug. Da müßte er ja... Aber ich versteh' nicht..."

— „Also hören Sie, Frau Ringeisen, wenn das so ist, hören Sie..."

Ja, ihr Ohr lag heiß am Hörer, und sie redete überlaut in den Sprechtrichter hinein, aber sie konnte aus allem doch nicht klug werden. Als sie den Hörer schließlich an den Haken hängte, mußte sie sich für einen Augenblick nebenan auf die Tischkante stützen.

Hernach, zu Hause, faltete sie die alte Landkarte zusammen, legte sie in die Schublade zurück und stand lange sinnend am Fenster. Nein, da mochte eine andere klug daraus werden; aber Frau Ringeisen nicht, nein, sie nicht!

IV.

Der Polizeikorporal lächelte: „Nicht zu ängstlich, Frau Ringeisen! So ein Knirps läuft nicht gleich aus der Welt."

„Aber denken Sie, nun ist es schon Abend!"

Der Korporal lächelte wieder: „Hat er Geld bei sich? Na also! — Und Proviant? Na also!"

„Aber denken Sie, wenn er nun diese weite Reise so ganz allein..."

Die Unterredung endete damit, daß man der verängstigten Frau den Rat gab, vorläufig noch zuzuwarten. Falls sich der Knabe bis zum Abend wirklich nicht wieder einfinden sollte, würde sich die Behörde am andern Morgen unverzüglich und mit allem Eifer der Sache annehmen. Aber ein Grund zu übertriebener Angst liege wahrhaftig nicht vor, nein, gar nicht. Adiö, Frau Ringeisen, auf Wiedersehn!

Sie verließ das Stadthaus wie eine Träumende und gab sich redlich Mühe, ihre Ruhe zurückzugewinnen. Aber es ging nicht so recht. Und auch im Verlauf der Nacht, die nun folgte, vermochte sie ihr laut aufschreiendes Herz nicht zu geschweigen; es war da etwas, das sich ihr weit überlegen zeigte. Und als am andern Morgen nochmals ein Anruf aus dem Tessin kam, diesmal von Lugano aus, konnte sie schluchzend nur immer wiederholen:

„Nein, Herr Lehrer — auch hier nicht!"

V.

Der „Talbote", der um 6 Uhr abends herauskam, brachte endlich eine Notiz. Auf der ersten Seite, rechts oben, war auffallend groß die Überschrift zu lesen: „Ein Knabe wird vermißt." Dann folgte eine klare und knappe Orientierung über den Fall, und der Bericht schloß mit der Aufforderung, die Bevölkerung möge der Polizei in ihren Bemühungen nach Möglichkeit an die Hand gehen und ihr allfällige Anhaltspunkte, gleich welcher Art, unverzüglich zu wissen tun.

Die Zeitung lag an jenem Abend auf allen Familientischen des Städtchens und der Talschaft. Wer die Notiz las (und wer hätte sie nicht lesen müssen!), der schüttelte den Kopf und dachte an ein Unglück oder an ein Verbrechen. Da hatte sich also ein Knabe arglos nach dem Bahnhof auf den Weg gemacht, war dort nicht angekommen und einfach verschwunden. Ach, es hatte sich ja schon allerlei zugetragen, und dies war nun wieder so ein Fall, der zum Himmel schrie.

Das Entsetzen, das so in alle Stuben des Städtchens eingekehrt war, verwandelte sich allmählich in ein herzliches Mitleid mit der so bitter heimgesuchten Frau Ringeisen, die wahrhaftig besseres verdient hätte. Viele Frauen machten sich auf, sie zu besuchen, und es war ein unaufhörliches Kommen und Gehen in ihrer Kleinwohnung an der Gerbergasse. So war die gute Frau plötzlich zum Mittelpunkt einer ungewohnten Aufmerksamkeit und Teilnahme geworden, und sie hätte sich, wäre der Fall nicht gar so bitter ernst gewesen, etwas darauf einbilden können. Aber es war nicht nur tapferes Zureden, was ihr zuteil wurde, sondern auch manches vorsichtig eingestreute Wort des Trostes.

Trost?

Man glaubte also wirklich...

Das hatte ihr den Rest gegeben. Was sie bis jetzt immer noch mit fast übermenschlicher Kraft in sich niedergehalten hatte, das stand nun plötzlich groß und unabänderlich da: eine todfinster blickende Gewißheit, vor der es kein Auskneifen mehr gab.

Die letzte der Frauen, die spät abends noch hatte kommen wollen, fand die Tür verriegelt, und Frau Ringeisen, die die Schritte wohl vernommen und das Klopfen gehört hatte, öffnete ihr nicht.

VI.

Am Abend des dritten Tages, genau zu der Stunde, als die Schüler von ihrer Tessinerreise zurückerwartet wurden, ist auch Max ins Städtchen zurückgekehrt. Seine Schuhe waren dick

verstaubt, und der Rucksack baumelte ihm schlaff und leer wie ein Fetzen über den Rücken herab. Er wandte sein braun gebackenes Knabengesicht unablässig nach allen Seiten. Das hieß etwa: O, guckt euch nur die Augen aus! Wenn ihr erst wüßtet...

Die Leute, die ihm begegneten, starrten ihn an. Einer fragte: „Wo kommst du her?"

Max sagte wichtig: „Direkt aus dem Oberland."

Der andere fragte: „Nicht aus dem Tessin?"

Max lachte: „O nein! Ich hatte den Zug verfehlt, und da dachte ich — na ja, ich dachte: So, nun hast du diese drei Tage für dich. Und ich bummelte drauflos über unsere Berge. Ei, wie das schön war!"

Der andere (ganz starr): „Aber hör doch einmal, Max, hör doch..."

Max war schon weg. Er hatte dieses große Staunen auf dem Gesicht des andern gelesen und sich heillos darüber gefreut. Genau so hatte er sich's ausgemalt in diesen Tagen: man würde staunen, man würde ihm vielleicht sogar die Hand schütteln und sagen: Bravo, du bist einer, der sich zu helfen weiß!

„Mutter wird Augen machen!" dachte er jetzt. Und als er hinten in die Gerbergasse einbog, ging er nicht mehr, sondern lief...

Wunder der Nacht.

Ueber das Meer der Nacht
Segeln im Mondenschein
Silberne Wolkenkähne,
Still, wie gleitende Schwäne —
Hell erglänzet und rein
Ihres Gefieders Pracht;

Aus dem Dunkel der Ferne,
Zitternd im lauen Wind,
Schimmern, wie goldene Krumen
Und wie seltsame Blumen
In Märchengärten lind,
Leuchtend die ewigen Sterne;

Rings um mich her schläft das Land.
Ich aber staun in die Runde
Offenen Sinns und schaue
Ins nächtliche Wunder, ins blaue,
Und mir ist's, als ob zur Stunde
Gott leise mir drückte die Hand!

Arthur Zimmermann.

Der Urwald-Doktor.

Von Wilhelm Schmidtbonn.

Es tut wahrhaft wohl, wenn einmal nicht nur Männer wie Rockefeller oder Henry Ford als Vorbilder der Menschheit angesprochen werden. Seit ein paar Jahren geht ein stiller, täglich wachsender Ruhm von einem Mann ganz anderer Art aus. Von einem Mann, der keineswegs darnach trachtet, Milliardär zu werden. Der es keineswegs für sein Ideal ansieht, den Menschen das Leben praktischer einzurichten. Von einem Mann, der vielmehr sein ganzes Leben opfert, nur um den Ärmsten der Armen, den Verlassensten der Verlassenen das Leben zu retten. Dem der Urwald mit seinen Gefahren, Entbehrungen, Strapazen nicht zu weit ist, um sein Hilfswerk in Gang zu setzen. Der dabei völlig darauf verzichtet, Geld zu verdienen, vielmehr ein so veraltetes Ding, wie sein Herz, allein sprechen läßt. Es ist die Rede von jenem Doktor Albert Schweitzer aus Straßburg, der als Philosoph, Pfarrer, Universitätsprofessor, Orgelvirtuose, Musikhistoriker sich einen weiten Namen schuf, Konzerte in Berlin und Paris gab und eine tiefgründige Bachbiographie schrieb.

Dieser Dr. Schweitzer liest eines Tages in der Zeitung von der unbeschreiblichen Not der Neger am Kongo, die von der Schlafkrankheit befallen sind. Ganze Gebiete drohen auszusterben. Wenn alles so bleibt, wird Zentralafrika in 50 Jahren entvölkert sein. Aber selbst, wenn es gelingt, Kranke am Leben zu halten, siechen die Unglücklichen in entsetzlichen Schmerzen dahin.

Dr. Schweitzer ist erschüttert. Millionen Menschen lesen dasselbe und sind erschüttert. Einige Tausend Ärzte lesen es, die in Europa, zumal in Deutschland, überzählig oder mindestens leicht zu entbehren sind. Aber nur dieser eine Mensch, Philosoph, Prediger, Orgelvirtuose, beschließt in der gleichen Stunde, Arzt zu werden und nach Afrika zu reisen, um zu helfen. Dieser eine Mensch wirft sein ganzes bisheriges Dasein